

Tatort Franken

No. 5

18 neue Kriminalgeschichten



Mit den Beiträgen
der Gewinner

**Fränkischer
Krimipreis**
für Nachwuchsautoren

ARS VIVENDI

Tatort Franken No. 5

ars vivendi

Originalausgabe

**Erste Auflage Mai 2014
© 2014 by ars vivendi verlag
GmbH & Co. KG, Cadolzburg
Alle Rechte vorbehalten
www.arsvivendi.com**

**Lektorat: Eva Elisabeth Wagner
Umschlaggestaltung: Silke Klemt
Druck: CPI Ebner & Spiegel, Ulm**

Printed in Germany

ISBN 978-3-86913-428-4

Inhalt

Helwig Arenz	
Jaqui und Johnny	9
Roland Ballwieser und Petra Rinkes	
Die Carmen	24
Jan Beinßen	
Die bunte Witwe	40
Veit Bronnenmeyer	
Aus der Welt	52
Tommie Goerz	
Vom Jagen	70
Anne Hassel	
Der Glaube an Gerechtigkeit	81
Thomas Kastura	
Die Göögägäng	89
Christian Klier	
Klotz und die Fahrt ohne Wiederkehr	95
Tessa Korber	
Spiegelbilder	118
Dirk Kruse	
Das Verdi-Komplott	128

Hans Kurz	
Nur über deine Leiche	148
Killen McNeill	
Langer Michel	167
Horst Prosch	
Werther leidet	192
Jeff Röckelein	
Das Fünfte Gebot	204
Elmar Tannert	
Yanyana	214
Volker Wachenfeld	
Make-up für mein Leben	222

Fränkischer Krimipreis 2014: Gewinnerbeiträge

Theobald Fuchs	
Der Tote im Wehr	247
Susanne Reiche	
Der Tod des Baulöwen	259
Die Autoren	272

Helwig Arenz

Jaqui und Johnny

Gleich würde es anfangen zu regnen. Ich hatte eine Regenjacke in meinem Rucksack, aber Jaqui hatte keine. Sie hatte nur einen großen Busen, über den sich ein knappes Shirt spannte und auf den es gleich schamlos hinuntertropfen würde. Ich erwog ganz kurz, ritterlich zu sein und ihr meine Jacke zu geben, entschied mich dann aber dagegen, es war ja nicht mehr unser erstes Rendezvous! Mit dem einsetzenden Regen war ich weg.

Abends sahen wir uns wieder, denn zwischen sieben und acht kochte ihre Mutter immer Essen, und da lud ich mich ein. Jaqui war pitschnass nach Hause gekommen, und ich sah gleich, dass etwas nicht o. k. war, denn sie hatte so eine komische Verzögerung in allem, was sie sagte.

»Geht es dir gut?«, fragte ich, und sie sah mich erst hohl an, ehe sie mit engem Hals antwortete: »Na klar.« Dann nieste sie, und ich sagte: »Prost.«

Ich wollte sie gerne packen und an die Wand pressen. Aber die Küchentür war offen. Später würde ich sie trösten, nahm ich mir vor, im Bett ihrer großen Schwester, das so ein bisschen wackelig war, wie ein altes Floß. Leise würde ich sie trösten, denn die Mutter schlief nebenan. Sie sagte am nächsten Morgen beim Frühstück gerne Sachen wie: »Na, habt ihr gut geschlafen?«, um dann wie eine Hexe zu lachen. Ich grinste in mich hinein, aber Jaqui hatte da nicht so viel Humor. Denn wenn man noch jung ist und in seinem Leben noch nicht so oft Sex hatte

wie ich oder vielleicht die Mutter, dann kann einem das schon peinlich sein. Die Mutter sah mich manchmal schief an, wenn sie glaubte, ich bemerkte das nicht, und dann war irgendetwas Seltsames in ihrem Blick.

Während wir aßen, rückte Jaqui endlich mit der Sache heraus. Sie sagte mit triefender Nase: »Diese Arschlöcher haben sich für eine andere Bewerberin entschieden!«

Ich verschluckte mich fast: »Was?«

»Ja. Nur eine Nachricht auf dem AB, mit einer ganz hässlichen Stimme«, klagte mein Schatz und nieste neben den Tisch.

»So eine Scheiße!«, entfuhr es mir.

Die Mutter sah mich an und dachte einen Hexengedanken, das war klar, denn wir beide wussten, es tat mir nicht leid, dass Jaqui keine Fachkraft in der Systemgastronomie werden würde, sondern es tat mir leid, dass Jaqui nun nicht zu mir ziehen durfte.

»Tja, jetzt bleibt die Jaqueline erst mal hier, solange sie keine Lehrstelle kriegt«, säuselte die Mutter mich an, und schlecht verhohlener Triumph knarzte in ihrer Stimme.

Ich legte Jaqui nun die Hand aufs Knie und sagte ganz nah an ihrem Mund wie bei einem Kuss: »Du findest was. Das weiß ich. Und dann –«

Aber mit einer schneidenden Stimme, scharf wie ein Küchenmesser, schaltete sich die Mutter wieder ein: »Ne, nicht mit der ihren Noten, da kannst du lange warten.« Und als ob das nicht genügt hätte, fügte sie hinzu: »Für die meisten Sachen kommt die Jaqui ja eh nicht infrage. Gell, Jaqui?«

Ein peinliches Schweigen entstand wie bei einer Berdigung. Die Mutter hatte ihr heißes Bügeleisen der

Bosheit genüsslich in den Flokati unserer Liebe gedrückt. Und der Gestank ließ nicht lange auf sich warten. Scheiße, dachte ich, stand auf und holte mir aus der Küche einen Drink. Als ich wiederkam, weinten Mutter und Tochter und schrien sich an. Ich setzte mich auf den knarrenden Schaukelstuhl und schaltete den Fernseher ein, bis es ruhiger wurde, weil die Mutter das Zimmer verließ.

»Du darfst deine Mutter nicht immer so aufregen, das muss ich dann immer ausbaden!«, ermahnte ich Jaqui, die wieder schniefte.

»Ich kann hier nicht wohnen, da werde ich wahnsinnig. Sie hat mir versprochen, sie lässt mich gehen, wenn ich eine Lehre kriege!«, jaulte sie und versuchte, sich auf meinen Schoß zu setzen, was der Stuhl nicht so ganz zuließ. Die Rückenlehne knallte eben gegen die Glastür einer Vitrine, als die Mutter zurückkam. Sie trug ein Tablett voller guter Laune. Ich wurde sofort misstrauisch, griff aber trotzdem zu: Jetzt sollte ich also mit der Alten trinken! Ich bekam Longdrinks, die Mutter Cocktails, aber Jaqui gab sie nur Cola. »Die Jaqui trinkt nicht«, hieß es. Aber die Jaqui trank sehr wohl, wenn die Mama nicht da war.

»Ich werd der Jaqui schon helfen bei ihren Bewerbungen«, sagte ich irgendwann milde zur Mutter. Die winkte ab.

»Du? Na klar«, sagte sie und lachte. Wir lachten mit.

»Das mit der Wohnung war auch gar nicht so endgültig gemeint«, versuchte ich es weiter. »Nur dass die Jaqui nicht immer nachts allein nach Hause muss, wenn sie dann eine Stelle in Fürth hat.«

»Die hat ja schon ne Stelle in Fürth«, rief die Mama, »ne faule Stelle!«, und prustete in ihr Glas.

»Der Johnny hat ne wunderschöne Wohnung mit viel Platz! Und du hast selbst gesagt, du kannst es nicht mehr aushalten mit mir«, versuchte es mein Schatz.

»Man ist mitten in der Stadt und schaut direkt auf die neue Feuerwache runter!«, warb ich.

»Wie romantisch! Ich wünschte, sie könnten die Glut eurer Liebe löschen!«, kicherte die Alte vergnügt.

Ich sah Jaqui an. Jaqui sah mich an. »Sein Mitbewohner ist nicht da, zwei Zimmer sind frei!«, sagte Jaqui matt, und ich ergänzte: »Ja, Andi ist in der Psychiatrie, der kommt nicht so bald wieder!«

»Was hat er denn?«, fragte die Mutter plötzlich interessiert. Ich zuckte mit den Schultern. »Ich glaub Drogen«, sagte Jaqui, und ich trat unter dem Tisch nach ihr, traf sie aber nicht.

»Drogen!«, rief die Mutter in gespielmtem Entsetzen, »da muss ich wohl noch viel besser auf dich achtgeben!« Und mich blitzte sie höhnisch an dabei.

»Ronald McDonald hat sich also für eine andere entschieden!«, grollte ich vor mich hin, als der Abend schon etwas stiller geworden war.

»Wahrscheinlich für eine, die einen noch kürzeren Rock anhatte als du!«, lallte die Mutter boshaft. Jaqui antwortete nicht. »Sei froh! Such dir hier was!«, lachte die Alte, »dann musst du auch nicht immer durch die dunkle Unterführung fahren! Ich wünschte, das Thema Fürth wäre für immer begraben.«

Jetzt war es Winter geworden, und Jaqui wohnte immer noch bei ihrer Mutter. Immer noch musste ich ihr beim Sex den Mund zuhalten, und immer noch war mein Mitbewohner in Erlangen und kriegte Elektroschocks oder

was sie mit den Irren da machten. Manchmal schickte er mir Briefe, in denen er mit seiner seltsamen Mädchenhandschrift bettelte, ich solle ihn rausholen oder ihm dies oder jenes Dokument senden, aber das ignorierte ich, weil ich immer noch die Hoffnung hatte, Jaqui würde bei mir einziehen. Seine zwei Zimmer waren schließlich nutzlos leer und verwaist und schrien förmlich danach, dass Jaqui sich dort in den Laken wälzte. Aber wie sollte ich sie da reinbekommen? Die Schlampe mit dem ultrakurzen Rock, die Ronald McDonald um den Finger gewickelt hatte, hatte uns alles verdorben. Und dann hatte ich sie eines Tages gesehen! Einen Burger hatte ich mir holen wollen, da war sie vor mir gestanden in gelbem Licht, blond war sie und gelächelt hatte sie. »Azubi« hatte auf ihrem übertriebenen Busen gestanden. Immer wieder lief sie mir seitdem über den Weg, und immer lächelte sie. Wenn sie mit ihrem Fahrrad aus dem schwarzen Loch der Unterführung schoss und direkt gegenüber abstieg, um ihre Wohnung zu betreten, die von mir nur drei Gehminuten entfernt lag – sie lächelte, als wüsste sie, was sie uns angetan hatte – verdammt noch mal. Jaqui und ich hätten es so einfach gehabt!

In diesem Jahr hatte es überhaupt nicht richtig Sommer werden wollen, bis in den Juni hinein blieb es kalt. So was ist schlecht für die Liebe, denn Jaqui und ich hatten irgendwann einen Koller bekommen, vom ewigen Hin und Her. Couch und Bett, Couch und Bett und dazwischen: »Nein, Mami, nicht beim Johnny. Ich bin bei der Fine, da übernachtete ich heute.« Pizza ist fertig. Bier ist alle. Fernsehen. Ficken. Und da wunderte es mich nicht, dass dann an jenem Abend im Dezember – das hatten wir uns richtig lustig vorgestellt.

Wir standen im dreckigen Schnee und froren uns die Füße ab. Ich hatte Jaqui eine große Colaflasche halb halb abgefüllt. Eine Tüte voll tschechischem, illegalem Feuerwerk baumelte zwischen unseren Füßen. Wir mussten warten. Mir wurde langweilig. In so einem Frost war Küssen auch kein sinnvoller Zeitvertreib, denn Lippen und Wangen waren inzwischen taub.

»Eine Katze, da bei den Weiden!«, rief Jaqui.

Aber bis ich eine Rakete aus der Verpackung gezerrt und das Feuerzeug aus der Tasche genestelt hatte, war sie schon weg. Schossen wir eben auf die Saatkrähe. Aber die erhob sich auf trägen Schwingen und verhöhnzte uns mit ein paar lässigen Schreien.

Da kam sie! Ich erkannte ihre Silhouette sofort, als hätte ich einen geheimen Sinn dafür entwickelt. Ich scheuchte Jaqui ans andere Ende der Unterführung. Und schon kam die Schlampe angefahren. Mit geröteten Wangen warf sie mir noch ihr nichtssagendes Lächeln zu, bevor sie in den dunklen Tunnel einbog. Und dann krachte es. Nicht länger dunkel war der Tunnel und auch nicht länger still. Ein ohrenbetäubender Lärm erfüllte ihn. Im bunten, flackernden Licht der Böller sah ich sie vom Fahrrad stürzen und auf den Boden knallen. Die Tasche ging auf und erbrach ihren Inhalt um den dunklen, wimmernden Haufen Mensch mit dem Strohschopf. Von dem tausendfachen Echo der Kracher waren Jaqui und ich wie betäubt. Das Flackerlicht machte alles unwirklich, und ich verlor Zeit und Sinn und Boden, während ich zündete und warf. Feuerspuren zogen über das Mädchen hinweg oder verebhten funkensprühend im Gebirge ihrer Daunenjacke, in der sie sich zusammenkrümmte wie ein sterbendes Tier.

»Genug!«, schrie ich. Ich sah auf die Uhr. Drei Minuten hatte der Spaß gedauert. Nur drei Minuten? Nichts wie weg hier. Aber von Jaqui war nichts zu sehen. Ich rannte an dem reglosen Mädchen vorbei zum anderen Ende. Jaqui war nicht da. Die Flasche war auf den Boden gefallen, und die Böllertüte lag aufgerissen daneben. Der Wind schleifte sie ein wenig über das Eis. Ich ging zurück in den Tunnel. Blöd, das Mädchen bewegte sich nicht, hoffentlich war sie nicht tot. Das gäbe Ärger! Auch nach mehrmaligem Anstupsen rührte sie sich nicht. Ein wackeliges Licht näherte sich und verwandelte sich in einen großen, schwarzen Radfahrer, der bremste und glotzte und dann neben uns halten wollte. Da brüllte ich los und hob die Arme und schrie, er solle sich verpissen, es sei alles in Ordnung.

Es war unglaublich heiß in der Wohnung. Jaqui hatte alle Heizungen aufgedreht und saß in eine Decke gewickelt am Küchentisch: »Bist du bescheuert? Warum hast du sie mitgebracht?«, schnauzte sie mich an, als ich das Mädchen auf das Sofa legte.

»Warum bist du abgehauen?«, schrie ich.

Jaqui fing an zu weinen: »Ich hör nichts mehr auf dem rechten Ohr, du Arschloch!«, kreischte sie mich hysterisch an.

Da regte sich die blonde Azubi. »Hilf mir jetzt mal«, brüllte ich noch lauter in Jaquis nutzloses, rechtes Ohr. Da beruhigte sie sich.

Zusammen trugen wir das Mädchen auf das Bett in einem der leeren Zimmer. Jaqui war ganz außer Atem. »Die trägt übrigens eine Hose!«, meinte sie nun zu mir, als hätte ich je etwas anderes behauptet. »Und keinen ultrakurzen Rock«, fügte sie hinzu.

Ich sah Jaqui an. Verschwitzt und rot stand sie da, der Atem hob und senkte ihre Brüste, und ihre Augen glühten. Einen Moment schwiegen wir und starrten nur, aber dann fielen wir übereinander her. Wir fickten uns durch den ganzen Raum, bis wir heiß und keuchend auf dem eiskalten Boden aufeinanderlagen und lachten, uns kniffen und bissen und an den Haaren zogen. »Pst!«, machte Jaqui und deutete nach rechts. Da waren Füße. Die Blonde versuchte aufzustehen!

Ich sprang auf, nahm sie sanft in den Arm und legte sie wieder hin. »Ganz ruhig, kleines Eichhörnchen!«, redete ich auf sie ein. Jaqui ging ins Nebenzimmer, und ich hörte, wie sie das Telefon nahm. »Wen rufst du an?«, flüsterte ich aufgeregt, nachdem ich die Tür hinter mir gut verschlossen hatte.

»Die Mama!«, flüsterte Jaqui gereizt, »die war doch mal Rettungssanitäterin.«

»Oh Gott!«, fluchte ich und floh ins Wohnzimmer auf die Couch. Wir warteten. Den unerträglichen, leisen »Hilfe«- und »Ist-da-jemand?«-Singsang überrannten wir mit dem Fernseher, bis Jaquis Mutter eintraf.

»Das ist eine Freundin von Jaqui«, behauptete ich, während die Mutter das Mädchen untersuchte.

»Warum sagt sie dauernd Hilfe?«, wandte sich die Mutter misstrauisch an mich, während sie ihr einen großen Verband um Kopf und Gesicht wickelte.

»Ignorier's einfach«, sagte ich.

Die Mutter machte weiter, aber nach einer Weile beugte sie sich wieder näher zu dem Mädchen, das vor sich hin flüsterte. »Was sagt sie da?«, fragte die Mutter scharf.

»Sie ist auf den Kopf gefallen und redet lauter Scheiße!«, rief ich.

»Sie sagt, sie ist überfallen worden!«, erwiderte die Mutter in beunruhigendem Ton.

»Immer dein lästiges Misstrauen!«, schimpfte ich los. »Du hasst mich, nicht wahr?«, fuhr ich fort, »du hasst mich, weil du Angst hast, ich nehme dir deine Tochter weg, stimmt's?« Und jetzt konnte ich nicht mehr an mich halten, es brach einfach so aus mir heraus: »Du denkst, ich bin der Falsche, oder? Weil ich keinen Job hab und trinke und weil ich so alt bin! Das denkst du, das weiß ich, du brauchst es nicht zu leugnen!«

Dann war es eine Weile still, außer dem Wimmern von unter dem Mull. Die Mutter sah mir erst ernst ins Gesicht und dann auf den Boden. »Ja!«, rief ich, »jetzt guckst du weg. Schau mich doch an! Weißt du, wie scheiße das ist, gegen so was anzukommen?«

»Jetzt lass sie doch weiter verbinden«, unterbrach mich Jaqui leise.

»Nein, du weißt ja nicht, wie das ist: In dem Moment, als ich zur Tür reinkam und deine Mutter mich sah, hatte ich schon verloren. Ich war der Falsche. Ich hatte nie eine Chance!«

»Hilfe!«, klang es dumpf zu mir herauf, aber ich konnte mich nicht darum kümmern. Jaqui nahm mich in den Arm und wiegte mich, und ich vergrub mein Gesicht in ihrem T-Shirt. Die Mutter machte ihre Arbeit fertig und ging, ohne sich zu verabschieden. Es war still in der Wohnung, also fast, als wir schlafen gingen.

Andrea, so hieß unser Sonnenschein, lebte sich ganz gut bei uns ein. Sie wohnte jetzt schon zwei Tage im Zimmer meines psychisch kranken Mitbewohners und hatte aufgehört, um Hilfe zu rufen. Das war schön, denn es war ein Tag vor Heiligabend.

»Ich hab Hunger!«, rief Andrea. »Schieb mal deinen Wohnungsschlüssel unter der Tür durch. Dann kriegst du was zu essen!«, riefen wir, beide auf dem Flur kniend.

»Nein, als ihr mein Portemonnaie wolltet, habt ihr mich auch schon verarscht! Gebt mir was zu essen!«, weinte sie.

»Wir müssen etwas kochen, das unter der Tür durchpasst«, überlegte Jaqui leise.

»Dann machen wir Pfannkuchen!«, flüsterte ich. »Geh unten bei Norma Eier, Mehl und Milch holen!«

Jaqui zog sich zwei Jacken übereinander und ging in die Kälte. Als sie wiederkam, hatte sie die Post mitgebracht. Den Brief meines Mitbewohners erkannte ich sofort an der blumigen Schrift. Aus Langeweile riss ich ihn auf: *Liebe Freunde, liebe Familie, leider kann ich dieses Weihnachten nicht mit euch zusammen verbringen. Ich vermisse euch alle zwar sehr, aber es geht mir gut, denn ich bin an einem Ort, an dem man sich gut um mich kümmert ...*, las ich.

»Hm«, machte ich. »Hm«, machte Jaqui, die mir über die Schulter gesehen hatte. Wir sahen uns an. Plötzlich rannte ich zum Schreibtisch und holte einen nagelneuen Umschlag. Jaqui nahm ihren Füller und malte sorgfältig den neuen Absender und Adressaten auf das blütenweiße Papier. Unsere Systemgastronomin war noch bei ihren Eltern gemeldet, wie wir ihren Personalien entnahmen. Dahin würde der Brief gehen und alle weiteren auch, in denen mein Mitbewohner um Geld und Güter bat und versicherte, es gehe ihm gut. Aus *In Liebe, Andi* malten wir ein schönes *In Liebe, Andrea*.

An Heiligabend aßen wir Schäufole. Andrea aß nichts, denn sie schien in Hungerstreik übergegangen

zu sein und ließ nichts von sich hören. Gegen Abend verließen wir die Wohnung und schlenderten die Straße hinunter. Nachdem wir etwa drei Minuten gegangen waren, blieb ich stehen und lächelte Jaqui an. Hier wohnte Andrea, und hier hatte ich als Überraschung eine kleine Weihnachtsfeier vorbereitet. Ich zauberte den Schlüssel aus meiner Tasche, um den ich eine rote Schleife gebunden hatte, und überreichte ihn meiner kleinen Freundin. Sie zitterte vor Aufregung und brauchte eine kleine, süße Weile, ehe sie aufschließen konnte. Dann betraten wir die Wohnung.

»Oh Mann! Wie schön!«, rief Jaqui. Da waren blendend weiße IKEA-Regale und ein Metallbett mit Himmel. Die Küche war sauber, die Orchideen über der Heizung neigten ein wenig die Köpfe und streuten ein paar Blätter auf den dicken, flauschigen Teppich. Auf den warf sich Jaqui und wälzte und wiegte sich und sah mich in einer ganz bestimmten Weise an. Also kniete ich mich hin und kam zu ihr, und wir feierten ein schönes, lautes Weihnachten – bis es klingelte.

»Scheiße!«, prusteten wir wie ertappte Schulkinder. »Wir dürfen nicht so laut ficken!«, gluckste ich leise und vergrub mein Lachen in Jaquis Brüsten. »Ich mach auf!«, rief ich und war schon an der Tür. Ich öffnete und stand zwei Polizisten gegenüber.

»Frohe Weihnachten«, sagte einer von beiden, schob mich in den Flur und trat in die Wohnung. Jaqui war so bleich, dass sie sich im Badezimmer versteckte, und ich hörte, wie sie sich übergab. Ich selbst war ganz ruhig. In mir war ein Riesensturm, der ganz still wartete. Meinen Namen konnte ich kaum sagen, ich druckste ihn nur so heraus, so staute es sich in mir.

Während der eine der beiden mich nicht aus den Augen ließ, klopfte der andere heftig an die Tür zum Bad. »Kommen Sie heraus!«

»Nein!«, schrie es.

»So dramatisch ist es ja nicht, Frau äh –«, und hier sah er auf seinen Notizblock: »Andrea Schröder? Aber seien Sie das nächste Mal etwas leiser am Heiligen Abend!«

Ich atmete laut aus. »Aber natürlich sind wir das«, versprach ich mit einer ungeheuren Wärme in der Brust, als hätte ich neunzigprozentigen Schnaps getrunken, »Fröhliche Weihnachten.«

Die beiden verließen die Wohnung, und wir saßen völlig zerstört am Tisch. Mal kicherten wir, mal keuchte ich so schnell, dass ich Angst hatte, mein Herz würde zerspringen. Jaqui war seltsamerweise ruhiger als ich. Wie wir uns so gegenüber saßen und uns anschwiegen oder schief lächelten, sah ich sie an, als sähe ich sie zum ersten Mal. Etwas rund war sie schon, aber das machte sie für mich erst zur Frau. Ein Hauch von Spitze war über ihren drallen Körper gespannt, über ihre großen Brüste und ihren Kugelbauch. Sie war klein und fest und voller Tränen, Schreie und wirrer Gedanken, aber ich sah in ihrem Ausdruck zum ersten Mal etwas Erwachsenes, Starkes, das mich rührte und an sie band. »Wir müssen Andrea sofort loswerden!«, sagte ich, und sie hatte im selben Moment etwas Ähnliches gesagt.

Andrea schlief, und das war gut so. Wir hatten ihr was gegeben. Sie lag auf dem Bett, alles roch etwas ekelhaft, aber im Großen und Ganzen ging es ihr gut. Schön sah sie noch nicht wieder aus, aber das würde schon werden. Wie ich sie da liegen sah, das Gesicht so ohne Angst und ganz ruhig, fand ich sie fast sympathisch. Wir war-

teten, bis es gerade wieder hell wurde. Alle schliefen jetzt glücklich, niemand würde aus dem Fenster sehen. Andrea hing zwischen uns, wir schleiften sie mit, taten besoffen und sangen sogar leise vor uns hin, nur weil wir das stille, angestrengte Keuchen zu unheimlich gefunden hätten. Wir legten sie in ihre Wohnung, deckten sie zu und gingen zurück nach Hause.

Erster Feiertag! Frank Sinatra im Radio, Heizung auf Hochtouren; und die Wohnung wirkte in ihrem obersten Stock wie ein Turm. Als gäbe es draußen keine Welt, als wäre alles vom Schnee und der angesagten Heiligkeit dieses Tages verschluckt und verwischt worden. Wir frühstückten, und dann hatten wir den lautesten Sex der Welt. Warum auch nicht schreien, wenn da draußen nichts mehr ist? Warum nicht diese Leere füllen mit Lebensfreude und Liebe? Auch die Klingel wollte wohl schreien vor Lust und Liebe, denn laut schrillte sie in Jaquis Ekstase und würgte mir meine Freude ab, wie eine eiskalte Hand im Nacken.

Das alte Spiel: Aufgescheucht wie Schneehühner rennen wir nackt durch die Wohnung auf der Suche nach den überall verstreuten Kleidern. Schnelle Musterung: Wer hat am meisten an, wer sieht am meisten aus wie ein zivilisierter Bürger, der niemals »Fick mich! Fick mich!« brüllen würde, dass der Putz Risse bekommt? Ich bin es und öffne die Tür.

Wieder die beiden Bullen. Das alte Spiel. Hereinspaziert! Und drinnen sehen sie mich an wie zwei Katzen eine Maus. Sie sagen meinen Namen, und als ich nicke, binden sie mir die Hände fest und nehmen mich mit. Halb angezogen hinaus in die Kälte. Auf Wiedersehen, Jaqui, Geliebte! Aber ein Wiedersehen wird es nicht so

bald geben. »Das war doch nur ein Scherz!«, rufe ich noch im Auto. »Ich wollte sie doch nicht verletzen! Das war ein Unfall!«

»Ein Unfall?«, fragen sie, ziehen die Augenbrauen hoch und grinsen sich vielsagend an. »Sie Schwein!«, brüllt dann der eine plötzlich, und schon hat er mir eine gelangt, aber gewaltig. Mein Kopf fliegt herum und ich schmecke Blut auf meiner Lippe. Das kann doch nicht sein, das dürfen die doch gar nicht, denke ich, wie es mir in den Ohren klingelt. Aber da höre ich den alten Polizisten hasserfüllt sagen:

»Ich habe eine Tochter im gleichen Alter!«

»Ein Scherz?«, fragt mich der andere. »Wie meinen Sie das? Haben Sie die Kleine nur im Scherz gefickt, oder was? Die Mutter hat Sie angezeigt, und sie wird auch gegen Sie aussagen. Da kommen Sie nicht mehr raus!« Und das Blaulicht geht an, und ich werde weggefahren, weg von meiner kleinen Jaqui und ihrer dreckigen Mutter, die mich angezeigt und verraten hat.

Für seine Liebe ins Gefängnis zu gehen ist eine Sache. Aber wegen unfassbarer Dummheit verurteilt zu werden, eine andere. Besonders, wenn die Dummheit nicht die eigene ist. Grinsend waren die beiden Polizisten einen Tag später noch mal zu mir in die Zelle getreten und hatten mir ein wenig die Backen getätschelt.

»Jetzt wissen wir übrigens alles, mein Lieber! Für die entführte Frau Schröder kriegst du noch mal ein Jahrzehnt!«, sagten sie jovial und klopfen mir auf die Schultern. »Deine dämliche Freundin hat nämlich auf euren gefälschten Brief deine Adresse als Absender geschrieben. Wenn du schon kleine Mädchen fickst, dann such dir das nächste Mal lieber eine am Gymnasium.« Das ha-

ben sie zu mir gesagt. Und dann haben sie gelacht und sind gegangen, und ich saß da. Aber irgendwie hatten sie ja auch recht. Von Jaqui will ich jedenfalls nichts mehr wissen, wenn ich rauskomme. Schade eigentlich, denn dann wäre sie alt genug.

Roland Ballwieser und Petra Rinkes

Die Carmen

Eine Tankstelle in Nürnberg Worzeldorf

*Diese Menge,
im Gedränge!
Wie das kommt, geht und bleibt!
Seltsames Volk umher sich treibt.*

Die Carmen.

Josef winkte ihr durch die Scheibe seines Verkaufsräumens zu, und Carmen winkte kurz zurück. Sie parkte ihren neonlila Fiat Punto neben den anderen Autos und begrüßte die Clique mit Umarmungen und Küsschen. Dann zündete sie sich eine Zigarette an. Eigentlich keine gute Idee an einer Tankstelle. Das hatte Josef ihr einmal gesagt, als er noch neu war, hier in Nürnberg und hier an der Tankstelle. Doch Carmen hatte ihn nur angeblitzt mit ihren großen dunklen Augen. »Ich soll die Zigarette ausmachen? Das meinst du nicht ernst, oder?«

Josef hatte ein »Schon gut« gemurmelt und war mit hochrotem Kopf abgezogen. Er kam aus einem kleinen niederbayerischen Dorf. So einem Großstadt-Vamp war er nicht gewachsen.

Das Telefon klingelte. Erlbacher, sein Chef.

... »Ja, die sind wieder da.« ... »Die sind doch ganz in Ordnung, hängen nur ein bisschen ab.« ... »Aber sie bringen immer ganz schön Umsatz. Vier, fünf Flaschen

Wodka, und die meisten tanken auch.« ... »Ja, ich sag, sie sollen die Musik nicht so laut machen, okay.«

Josef legte auf. Erlbacher sollte sich nicht so anstellen, heutzutage traf man sich halt an der Tanke, das war bei ihm zu Hause auch so.

Die Tür ging auf. Mercedes und Franzl stöckelten herein.

»Zwei Schachteln Marlboro Light, Süßer!«

»Macht neun achtzig und sagt bitte den anderen, sie sollen die Musik nicht so laut machen, die Nachbarn haben sich schon beschwert.«

Die beiden lachten.

»Soll ich euch von meinem Chef ausrichten, mir persönlich ist es ja wurscht«, rief Josef ihnen hinterher.

Inzwischen standen fünf chromblitzende, tiefergelegte Schlitten draußen. Josef musterte sie neidisch. So eine Kiste könnte er sich nie leisten. Vielleicht nach dem Studium. Aber dann war er wahrscheinlich zu alt für so was. Wie der Huber-Bauer, der sich nach seiner Scheidung unbedingt einen Porsche Carrera hatte anschaffen müssen. Das ganze Dorf lachte über den alten Gockel.

Josef sperrte die Kasse zu und ging nach draußen.

Alle standen vor einem gelben Camaro S. Laute Beats hämmerten aus der Anlage. Natürlich MC Kamil, der war momentan total angesagt. Eine Flasche machte die Runde, und einige Pärchen knutschten.

»Gib mir Feuer!« Carmen beugte sich zu Josef hinüber. Sie trug wieder das schwarze Tank-Top mit den Spitzen und dem tiefen Ausschnitt.

Josef stand eine Weile schweigend neben Carmen. Dann nahm er seinen ganzen Mut zusammen. Es gab da was, das ihn schon lange beschäftigte.

»Warum hast du eigentlich keinen Freund?«, fragte er. Carmen lachte kurz. Dann deutete sie auf die anderen.

»Meinst du, von denen da passt einer zu mir? Die denken doch alle nur darüber nach, welche Felgen am besten zur Metalliclackierung ihrer tollen Karre passen. Mädchen sind nur Schmuck für die. Das nächste Tuning-Treffen ist ihnen viel wichtiger.«

»Und warum hängst du dann mit denen ab?«

Carmen zuckte mit den Schultern. »Ist halt meine Clique. Die kann man sich nicht immer aussuchen. Aber einen festen Freund will ich nicht. Die Kerle meinen dann immer, man ist ihr Eigentum. Ab und zu geh ich mit einem ins Bett, wenn ich Lust habe. Aber die große Liebe ...« Sie inhalierte tief. »... da muss einer kommen, der es im Kopf hat und nicht nur, du weißt schon wo.«

Sie sah Josef an und lächelte. Dann trat sie die Zigarette aus.

»Ich muss mal für kleine Mädchen.«

Josef schaute ihr nach. Ihre Pobacken bewegten sich unter der hautengen Jeans auf und ab.

»A Schneggala is scho, die Carmen, nä!«, sagte Mehmet, was ihm einen bösen Blick und einen Ellbogenstoß von seiner Freundin Franzi einbrachte. Dann sah sie Josef an und legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Pass auf, dass dir nicht die Augen ausfallen! Und weißt du was? Ich glaube, die Carmen hat es auf dich abgesehen. Nimm dich in Acht! Mit der ist nicht zu spaßen.«

Was meinte sie denn damit? Da klingelte Josefs Handy, und er ging schnell zurück in den Verkaufsraum.

Fränkischer Krimipreis²⁰¹⁴ für Nachwuchsautoren

Gewinnerbeiträge

NÜRNBERGER
Nachrichten

ars vivendi[Ⓜ]

Theobald Fuchs

Der Tote im Wehr



An dem Abend, wo der Muckl ... ja, wie sag ich's? Wo der Muckl gestorben wurde? Wo er dahinzugehen genötigt wurde? ... Nun, kurz und gerade heraus: an dem Abend, wo der Muckl ermordet wurde, ging ich zum Pechwirt. Seinerzeit ging ich jeden Abend zum Pechwirt, wie die anderen Junggesellen auch. Was soll einer sonst schon machen, ohne Frau, ohne Kinder? Viel ferngesehen haben wir damals ja nicht, wenn überhaupt eines schon einen Fernseher daheim hatte. Das hatten die wenigsten. Ein anständiges Tagewerk verrichteten wir, sommers wie winters, und wenn die Nacht anbrach, traf ich mich mit den anderen beim Pechwirt, zum Schafkopfen.

Die Hagestolzen nannten sie uns, und irgendwie waren wir wohl wirklich stolz darauf, dass wir nicht bei einer Frau hinterm Ofen hockten und Kräutertee tranken. Der Muckl war allerdings kein Hagestolz. Nepomuck Sörgel stand in seinem Taufschein, und seine Frau war eine geborene Brenner von Großmeinfeld.

Gegen neun muss es gewesen sein, weil der Pechwirt hatte schon das elektrische Licht angezündet, und Ende April war es, die ersten warmen Tage hatten wir schon gehabt, alle bereiteten sich vor, auf die Saat und die erste Mahd. Muckls Frau stürzte rein in die Stube, wo wir saßen und Karten spielten, und alle schauten auf, weil sonst niemand mehr da reinkam, zu dieser Stunde, erst recht keine Frau, nur die Mutter vom Wirt, die saß am Ofen und stopfte Socken.

Dass der Nepomuck noch nicht nach Haus gekommen wär, sagte sie, und sie war so aufgereggt, dass sie tief schnaufen musste, um Luft zu kriegen, zum Reden. Und dass das ganz gegen seine Gewohnheit sei, und dass er die Kühe nicht gemolken hätte und kein frisches Heu in den Stall geschafft, sodass sie, die Frau, das zuerst hätt erledigen müssen, eh sie losging, nach ihm umzusehen, und dass sie ihn nirgendwo hätt finden können, nicht im Heuschober und nicht beim Traktor, auch nicht beim Brotofen und vor der Brücke am Schloss, wo der Schuppen fürs Brennholz steht.

Die Mutter vom Wirt brachte der Frau vom Muckl einen Schnaps, damit sich ihr Herz beruhigt, und uns brachte sie auch allen einen Kirsch, damit wir besser nachdenken haben können, was zu tun sei.

Wo er nach dem Mittagstisch hin sei, fragten wir, und was er sich hatte vorgenommen.

Er hätt davon gesprochen, hoch zur Wacht zu gehen, schluchzte die Sörgelsche, die Zäune prüfen, auf der oberen Weide. Es hatte ja viel Schnee gegeben den Winter, und da seien gewiss ein paar Pflöcke geradezurücken und ein paar Bretter zu flicken. Und jetzt sei es schon finstere Nacht, und ihr Muckl sei noch nicht zu Hause, und sie befürchte das Schlimmste, in Herrgotts Namen, was solle sie nur tun?

Und dann fing sie an zu weinen, und wir Männer konnten das nicht mehr länger mit ansehen und gingen hinaus, der Pechwirt mit uns, und Nepomucks Witwe blieb bei der Mutter auf der Ofenbank.

Nun – der Muckl war tot, das wussten wir gleich, und welchen Grund sollte es sonst auch gehabt haben, dass er nicht zur Nacht zurück in der warmen Stube war, weil's

ja auch schüttete, schon seit Mittag, gräußlich feucht war's, und einem im Handumdrehen kalt bis auf die Knochen. Der Muckl war ein guter Kerl gewesen, war gut gestanden mit jedem im Dorf, das wurde später ja noch ganz akribisch herausgeforscht, von den Kriminalern aus Nürnberg. Doch das kam danach. Noch war's Montagnacht, schon nach zehn Uhr, und wir beratschlagten, draußen vor der Wirtschaft, und dann schickten wir den Dainzer, der ja aus Vorra hochgekommen war, nach dort hin zurück, damit er Bescheid sagt, dass vielleicht noch die Vorraer Wehr gebraucht wird, die dort hockten ja alle beim Heißmann, und zwar bis spät in die Nacht, und spielten Karten wie wir.

Wir übrigen drei knöpften unsere Jacken fest zu und stapften die Wirtsleite hoch und dann rechts am Naturfreundehaus vorbei zur Wacht. Eine Stunde wohl brauchten wir, bloß mir allein war klar, dass die Mühe für die Katz war, weil der Muckl nämlich gar nicht auf die Weide gegangen war, nach dem Mittagstisch, sondern der war flussaufwärts nach Enzendorf gewandert, weil er dort jemanden treffen wollte. Ich hatte ihn ja getroffen, als er losgezogen war, und auf dem Rückweg war ich ihm nochmal begegnet, bloß da war er schon ... aber schön der Reihe nach!

Wir fanden nichts und niemanden da oben, und wie wir dann endlich wieder unten im Dorf waren, war auch schon die Polizei da, und der Hahnrieder, der die Leiche gefunden hatte, und ein halbes Dutzend Vorraer, die gleich dem VW-Käfer hinterher sind, in dem damals die Hersbrucker Polizei unterwegs war.

Im Wehr hing er, Nepomuck Sörgel, und als ihn der Schmidt vom oberen Dorf und der Poppendorfer mit den

langen Fischerhaken herausgezogen hatten und er vor dem alten Schulhaus auf der Wiese lag, da wo heute die Kanufahrer Rast machen und die Stromschnelle umgehen, da sagte einer der Polizisten, ein gewisser Meister, aus Hohenstadt stammend, dass der Muckl wohl schon tot gewesen sei, als er ins Wasser gefallen war. Das hätte jeder von uns auch sofort sagen können, denn wenn einem der Schädel so eingeschlagen ist, dass das weiße Gehirn herausquillt, dann braucht man nicht auch noch zu ertrinken, um zu sterben.

»Also«, sagte da der andere Wachtmeister, den ich nicht kannte, weil er erst vor Kurzem aus der Oberpfalz herversetzt worden war. »Also ist er wahrscheinlich oberhalb vom Wehr ermordet und in den Fluss geworfen worden.«

Ich wusste natürlich, dass er gar nicht so unrecht hatte, mit seinem kriminalistischen Instinkt, denn ich hatte den Muckl ja beobachtet, wie er Richtung Enzendorf spazierte, über die Pegnitzwiesen, hinter dem Bahndamm, so als wollte er nicht, dass ihn jemand zufällig dort laufen sieht.

Eigentlich ging alles mit den Karnickeln los. Wir waren zusammen bei mir auf den Scheunenboden gestiegen, Muckl und ich, und er hatte dort auf einen alten Schrank gedeutet.

Den würde er sehr gerne haben, hatte er gesagt, freilich wenn ich den ihm überlassen wollte. Ich bräuchte das Ding doch sowieso nicht mehr, und er würde einen Stall für sein Hasenvieh hineinbauen.

Heute würden die Leute in der Stadt sich alle zehn Finger ablecken, für so ein Stück. Für mich war das allerdings nur ein Haufen modriges Holz, Futter für die

Holzwürmer, die den staubigen Schrank schon völlig zerlöchert hatten.

»Nimm ihn mit«, sagte ich daher, »ich brauch ihn nimmer.«

Wir schafften den Schrank zu ihm, in den kleinen Hof, wo er seine Hühner hielt. Das war an einem Sonntag gewesen.

Und einen Monat später leuchteten die drei Scheinwerfer, die so hell waren, dass mir die Augen weh taten, auf die Leiche vom Muckl und die Polizisten und die ganzen Leute, die betreten herumstanden. Keiner sagte etwas, nur der dünne Regen pritschelte, und eine seltsame Traurigkeit hing wie ein kaputter schwarzer Schirm über uns, weil alle ans Sterben dachten und ganz vergaßen, wie nass wir schon geworden waren. Immerhin: wir waren zwar nass, aber noch am Leben.

Der Pohl hatte seinen neuen Mähdrescher herübergefahren, von seinem Hof. Der Mähdrescher war ganz modern und hatte vorne drei Flutlichtscheinwerfer, wie der Pohl sich ausdrückte, damit er auch nachts dreschen konnte. Auch der Pfarrer war da, aber der wusste nicht recht, was er tun sollte, und vielleicht bloß, damit alle merken, was für ein gescheiter Mann er ist und dass er studiert hat, sagte er: »Vielleicht ist er nur gestürzt und hat sich dabei den Kopf verletzt. Dann könnte er in die Pegnitz gefallen sein.«

Die Polizisten schauten ihn schief an, doch ich freute mich, denn unser Pfarrer brachte diese Möglichkeit ins Spiel, die dann auch später von den Nürnbergern nie endgültig ausgeschlossen werden konnte. Wer sich in der Gegend auskennt, weiß, dass es nicht einfach ist, im Pegnitzgrund zwischen Oberartelshofen und Enzendorf erst

so zu stürzen, dass das Gehirn herausspritzt, und dann in die Pegnitz zu fallen, aber immerhin: wenn einer so unvorsichtig ist und meint, er muss in den Eisenträgern unter einer der schönen alten Bahnbrücken herumklettern, dann bitte: dabei kann einer schon hart mit dem Kopf anstoßen und hernach ins Wasser kullern ... wie gesagt, ich war froh darüber, was der Pfarrer sagte, denn zu guter Letzt hatten die Kriminaler den Berber frei lassen müssen, den sie in der Woche nach Muckls Tod verhafteten. Dem Berber konnte ich nichts Böses wünschen, denn der Muckl war ja eigentlich selbst schuld gewesen.

Ich schwieg davon, dass ich einen Streit mit dem Nepomuck Sörgel gehabt hatte wegen der Goldmünzen. Die Kriminaler befragten mich an jenem Mittwoch freilich gute zwei Stunden lang, sodass ich schon dachte, sie wollen mir Löcher in die Stirn bohren und meine Gedanken herausziehen wie Würmer aus einem morschen Stumpf, allein von dem Streit sagte ich nicht eine Silbe, bis heute. Dafür erzählte ich von Muckls Spaziergang nach Enzendorf und seiner Verabredung mit dem Berber, der ihm eine Schweizer Uhr aus Gold und mit Diamantlagern verkaufen sollte. Muckl wollte sich einen Kindheitstraum erfüllen. Schon immer wollte er eine Schweizer Präzisionsuhr besitzen, das Feinste vom Besten, und er erfüllte sich den Wunsch auch, kaufte die Uhr von den Goldmünzen meines Vorfahren. Eine dieser Münzen war über fünfhundert Mark wert, teilweise noch mehr. Eine Menge Geld war das damals. Ich weiß das genau, weil ich es ja schließlich doch noch gekriegt habe, zumindest das meiste.

An dem Montag, um den es geht, war ich nämlich kurz nach dem Mittag vom *Gasthaus Juraschanze* her

gekommen und hatte gerade noch gesehen, wie der Muckl an der Biegung, wo sich der Fluss unter der Eisenbahnbrücke windet, in die Pflanzgärten verschwindet. Ich dachte dabei überhaupt nichts, ich hatte nichts geplant. Ich entschied mich ganz unwillkürlich, aus dem Bauch heraus, dem Muckl hinterherzulaufen und zu fragen, was er denn vorhat.

Er erzählte von dem Berber und von seinem Wunsch, eine Uhr zu kaufen, und dass er mit dem Berber telefoniert hätte, von der Telefonzelle aus, die neben der Bushaltestelle steht, gleich beim Gemüsegarten vom Schmitt, jenseits des Brückleins über den Rumpelbach. Dass er dort telefoniert hatte, konnte der Schmitt später bezeugen, weil der ja nichts anderes zu tun hat, als den ganzen Tag über den Bach zu glotzen und zu schauen, wer telefoniert und wer in den Bus einsteigt.

Jetzt könnte man sich natürlich fragen, wieso mir Muckl so freimütig von seinen Plänen erzählte. Ich denke, er wollte mich trietzen, weil er sich seiner Sache sicher fühlte. Freilich steckten wir beide in einer seltsamen Zwickmühle: er hielt den Fund vor seiner Frau geheim, weil er Angst hatte, sie könnte die Münzen zur Bank tragen. Muckl wollte sich unbedingt seinen Wunsch erfüllen, und deswegen durfte niemand davon wissen. Außer mir wusste ja niemand davon, und ich wollte auch mit niemandem darüber reden, weil: es waren zwar meine Münzen aus meinem Schrank, aber wie sollte ich das beweisen, wenn es vor Gericht gegangen wär? Und was, wenn plötzlich das Landratsamt käme mit einem studierten Klugschwätzer, der sagte: halt, liebe Leute, ihr braucht euch gar nicht groß zu streiten, die Münzen sind kulturhistorisch bedeutsam, keiner von euch kriegt

sie, sondern das Heimatkundemuseum in Hersbruck? So oder so hätte ich den Kürzeren gezogen, also wartete ich, bis ich mir mein Eigentum vom Muckl zurückholen konnte. Und tat nur so, als verabschiedete ich mich, und folgte ihm, immer schön mit Abstand, dass er mich nicht bemerkte.

Der Polizist sagte dann noch, dass der Muckl nicht weit oberhalb vom Dorf erschlagen worden sein kann. Er wär ja zu Fuß unterwegs gewesen, und viel weiter als in Enzendorf hätt's nicht passiert sein können. Gar nicht dumm, der Oberpfälzer Polizei-Polizist, dachte ich insgeheim, zumal ich ja genau wusste, wo's geschehen war. Die Nürnberger Kriminaler haben dann auch die Stelle entdeckt, da wo hinter der Kurve das Tal recht schmal wird, wo sich der Fluss, die Straße und die Bahn ganz eng zusammendrängen, weil sie kaum Platz nebeneinander haben. Mit Hunden kamen sie und einen Fotografen hatten sie dabei, die Kriminaler, und die Stelle in der Wiese, wo das Blut im Gras geklebt hat und der Stein lag, der dem Muckl den Schädel zerbrochen hat, hatten sie im Handumdrehen gefunden. Nur wer es wirklich gewesen ist, haben sie nicht herausgekriegt, und von den Goldmünzen und dem Hasenstall haben sie nie etwas erfahren, und auch die Nachbarn vom Muckl wussten rein überhaupt gar nichts, und das sagten sie den Kriminalern auch.

Der Stein lag neben dem toten Muckl im Gras, und daneben lag sein Hut. Er hätte niemals die anderen Goldstücke zu Hause gelassen, wo seine Frau sie hätte finden können. Er hatte alles Gold hinter das Schweißband von seinem Hut genäht, und da suchte ich danach und fand alles.

Ich könnte nicht erklären, weshalb, aber drei Tage, nachdem der Muckl den Schrank zu sich hinübergeschleppt hatte, auf seinem Handkarren, da fragte ich mich plötzlich, ob er schon fertig geworden wäre, mit seinem Karnickelstall. Ich muss etwas geahnt haben, deshalb bin ich rübergelaufen und hab ich ihn auf frischer Tat ertappt. Mit der Holzhacke hatte er schon die Tür vom Schrank zertrümmert, weil er da den Maschendraht einziehen wollte, und dann noch den Boden im Schrank, das unterste Fach. Darunter war ein Hohlraum, kaum breiter als ein Daumen, und im Hohlraum waren die Goldmünzen. Die waren uralt, von Max dem Heizbaren, wie meine Mutter gesagt hätte, aber in Wahrheit waren sie aus der Zeit, wo die Truppen vom Napoleon durchs Land gezogen waren. Das sagte jedenfalls später der Händler, dem ich ein paar Münzen zeigte. Der Muckl saß vor dem Schrank und hatte beide Hände voller Gold. In dem Moment kam ich in den Hühnerhof und erwischte ihn. Ich wusste sofort, was die Stunde geschlagen hatte. Wahrscheinlich hat der Muckl gar noch nicht begriffen gehabt, was los war, als mir schon das Bild von meinem Urahn vor Augen stand, der das Geld, welches er mit Müh und Not zusammengespart hatte, in fliegender Hast im Geheimversteck verschließt, ehe die katholischen Franzmänner einfallen und plündern, wie es der Soldaten Art ist.

Ich fing beileibe nicht gleich an zu streiten. Zuerst war ich sogar bereit, mit dem Muckl zu teilen, nur wie ich ihm gesagt hab, dass die Münzen mir gehörten, weil sie in meinem Schrank versteckt gewesen waren, hat der Muckl gleich dagegen geredet und gesagt, der Schrank sei nun seiner, mit allem Drum und Dran, also auch mit

allen Münzen, die er darin findet. Ich hab gesagt, er soll nicht dumm sein und einsehen, dass es so nicht geht, weil ich ja nicht hätt wissen können, dass mein Vorfahr sein Geld unter dem doppelten Boden geborgen hatte. Da wurde er böse und sagte, ich sei selber schuld, ich hätt den Schrank jahrzehntelang nicht beachtet und auf einmal sei's mir verflixt wichtig, dass er mir gehört hätt. Da gab ich den Gedanken auf, ich könnte mir das Geld schon teilen mit dem Muckl, und ich wurde stur und sagte, er solle mir die Münzen geben, und zwar alle und gleich an Ort und Stelle. Er hat darauf gar nicht geantwortet, sondern mich ganz eigentümlich angesehen, mit Augen, als ob er Fieber hätte, und mir lief es eiskalt den Rücken hinunter, weil er plötzlich aussah wie der Leibhaftige. Außerdem hatte er immer noch seine Axt in der Hand, und die ließ er auf und nieder wippen, als überlege er sich den nächsten Schlag.

Ich sagte darauf nichts mehr, aber ich dachte mir meinen Teil. Der Muckl sah mich immerzu an wie einer, der den Verstand verloren hat, und so machte ich erst einen Schritt zurück, und dann noch einen, und dann ging ich aus dem Hof hinaus, fort vom Muckl und fort vom Schrank, in dem meine Münzen gelegen hatten, in vermoderte Tücher gewickelt, sodass es nicht geklappert hatte, wie wir den Schrank auf den Leiterwagen geladen hatten.

Eine Woche nach der Nacht, in der wir den Leichnam aus der Pegnitz gezogen haben, gab's dann die Beerdigung und hinterher den Leichenschmaus beim Pechwirt, wo es dann schon wieder lustig zuging, und sich alle fürchterlich betranken, auf die Kosten von dem Muckl seiner Witwe. Natürlich nahmen alle an, dass der Berber

den Mord begangen hatte. Die Kriminaler hatten jeden Menschen von Vorra bis Enzendorf befragt, und der eine hatte hier was gesehen oder dort der andere was gehört, und am Schluss hatten sie das ganze Bild, bloß dass sie dem Berber halt doch nichts beweisen haben können, weil sie keine Fingerabdrücke und auch kein Motiv fanden, denn von den Goldmünzen weiß bis heute nur ich, und sonst keine lebende Seele, und ich habe schön still geschwiegen, bis zum heutigen Tag.

Vielleicht nur, damit es kein Missverständnis gibt, muss ich klipp und klar sagen: erschlagen hab ich den Muckl nicht. Erschlagen hat ihn der Berber, das schwöre ich beim Barte meiner Großmutter. Der Berber war ihm hinterhergeschlichen, so wie ich, und hat dem Muckl mit einem Stein den Schädel eingeschlagen. Der Berber hat wie ein erfahrener Schurke Handschuhe getragen und ihm die Uhr wieder abgenommen, die er dem Muckl kurz zuvor verkauft hatte, und dazu bestimmt noch ein paar Münzen, die der dumme Muckl herzeigen hat müssen. Doch der Berber bemerkte nicht, wie schwer der Hut war, der auf den Boden fiel, und er rechnete nicht damit, dass der Muckl das ganze Gold bei sich hatte. Den Hut, an dem Blut und Haare klebten, ließ der Mordbube jedenfalls einfach liegen, und vielleicht haben die Münzen ihr Teil dazu beigetragen, dass es dem Muckl den Schädel so leicht entzweisprenge.

Wie ich die Münzen gefunden hatte, hab ich den Toten zum Ufer geschleift. Siehst du, Muckl, hab ich zu ihm gesagt, das führt zu keinem guten Ende, wenn eins zu gierig ist. Das fällt alles auf einen zurück, hab ich gesagt, aber schau: deine Uhr hast du noch gekriegt in diesem Leben, und vielleicht war es ein schöner Tod, weil

du glücklich warst, als es dich getroffen hat. Und dann hab ich ihn mit dem Stiefel getreten und in die Pegnitz gestoßen. Viel Glück, Muckl, hab ich ihm nachgerufen, und eine ganz kurze Weile war mir, als müsste ich weinen, wenschon nur ganz kurz ...

Susanne Reiche

Der Tod des Baulöwen



Prolog

Ein Schatten zog über die Lauchstangen. »Habt ihr alle keine Arbeit«, murmelte Dumitru. Schon seit halb acht ging das so. Gute Thermik. Die Heißluftballons gingen hinter Heffners Gurkenglashaus auf wie die Morgensonne und kurz darauf hinter Lehmanns Tomatengewächshaus wieder unter.

In seinem ersten Jahr beim Biobauern Meisner hatte er noch lächelnd nach oben gegrüßt. »Nix winke, arbeite!«, hatte es daraufhin geheißt, und mittlerweile hob er kaum noch den Kopf.

Tagediebe.

Er senkte die Hacke wieder in die festgebackene Erde. »Scheiße trocken.« Florin nickte ihm über die Lauchstangen hinweg zu. Dumitru verzog den Mund. Natürlich war es scheiße trocken, ohne Regen, bei über 30°. Nur in den Glashäusern war es wie auf den Kanarischen Inseln, 24°, Sommer wie Winter. Aber da hackte keiner Unkraut; da saß einer im Kontrollzentrum vor bunten Leuchtdioden, und wenn etwas schiefging, kam ein Techniker und prüfte die Sensoren.

Der Schatten des nächsten Ballons glitt vorüber, und dann glänzte vor Dumitrus Hacke hell etwas auf. Meist waren es Glasscherben oder Schokoriegelpapier, manchmal aber auch Münzen oder Glasperlen, die er seiner kleinen Tochter mit nach Rumänien brachte. Was auch immer, er war für jede Abwechslung dankbar. Florin

nannte das stundenlange Hacken *meditativ*, aber er selbst war Magister der Philosophie und fühlte sich von seiner Tätigkeit intellektuell eher unterfordert.

Er bückte sich und kratzte mit dem Fingernagel in der harten Erde.

»Was ist?« Neugierig beugte Florin sich herüber. Auch er interessierte sich für glänzende Dinge auf dem Acker, seit Dumitru ein Fünfpfennigstück aus dem Dritten Reich für 200 € auf eBay versteigert hatte.

Trittbrettfahrer.

»Scheiße«, sagte Florin fröhlich. »Das sind Zähne.« Er stocherte ein wenig mit der Hacke, dann schlug er Dumitru anerkennend auf die Schulter.

»Das ist eine Scheißleiche, Mann. Du hast eine Scheißleiche gefunden!«

Tag 1

Im Vorraum der Nürnberger Polizeidirektion saß eine teuer ausgestaffierte Schönheit auf der schäbigen Holzbank. Sie hielt den Rücken gerade, wie um dem ehrwürdigen Möbel keine Intimität mit ihrem Körper zu gestatten.

»Lass die nicht wieder so lang warten«, riet Wernreuther. »Die kennt den Wirtschaftsreferenten.«

Kastner hob kurz den Blick von der Tastatur. Die Frau interpretierte das als Aufforderung; ihre hochhackigen Schuhe klackerten energisch über die gesprungenen Bodenfliesen.

»Herr Kästner?«

»Kastner«, sagte er. »Wenn Sie bitte noch kurz warten würden?«

Die Frau hob die gezupften Brauen, als hätte er sie gebeten, auf einem Bein zu stehen. »Das ist Behörden-

schikane«, stellte sie fest. »Meine Zeit ist kostbar. Es geht um Arbeitsplätze.«

Kastner nickte resigniert. Er war schwieriges Klientel und Elend gewohnt: Betrunkene, die auf den Fußboden kotzten, drogensüchtige Kinder, alte Damen, denen man die Ersparnisse aus dem Marmeladenglas gestohlen hatte. Aber so war das Leben. Wirklich auf die Nerven gingen ihm Leute, die den Wirtschaftsreferenten kannten und damit nicht hinter dem Berg hielten.

»Wir bearbeiten Ihre Vermisstenanzeige mit höchster Priorität. Sobald es etwas Neues über den Verbleib Ihres Mannes gibt, werden wir Sie benachrichtigen, Frau ... äh, Wollreis«, sagte er. Der Name der Wohnbaufirma Wollreis war in Nürnberg stadtbekannt, aber er wollte keine übertriebene Demut zeigen.

Frau Wollreis kniff die Augen zusammen und beugte sich über den Tresen. Eine lange Perlenkette löste sich von ihrem verschwitzten Dekolleté und pendelte sacht vor Kastners Augen hin und her.

»Herr Klaas, der Wirtschaftsreferent, hält in diesem besonderen Fall eine vorgezogene Todeserklärung für denkbar. Eine Ansicht, die der Oberbürgermeister im Übrigen teilt. Die Firma braucht Planungssicherheit.«

Kastner runzelte die Stirn. Da hatte es aber jemand *sehr* eilig ...

»Der Rechtsreferent hat mir nun geraten, eine Expertise der ermittelnden Polizei einzuholen, Herr Kästner. In dem Sinne, dass es am Tod meines Mannes keine vernünftigen Zweifel gibt ...«

Eine Expertise! Kastner schloss für einen Moment die Augen.

Aber es kam noch schlimmer.

Die Autoren

Helwig Arenz, 1981 in Nürnberg geboren, wuchs in Fürth auf. Sein geisteswissenschaftliches Studium in Erlangen gab er zugunsten eines Schauspielstudiums in Linz auf, das er 2006 abschloss. Engagements an Bühnen u. a. in Hamburg, Wilhelmshaven, Memmingen und Hof folgten. Seit 2013 arbeitet er als Autor und Schauspieler u. a. am Stadttheater Fürth und am Theater Pfüzte in Nürnberg. Im Frühjahr 2013 gewann sein Kurzkrimi *Tom und Tierchen* das öffentliche Voting des 2. Fränkischen Krimipreises, wurde zum Publikumsliebbling gekürt und in *Tatort Franken No. 4* veröffentlicht. Sein Debütroman *Der böse Nick* erscheint im September 2014 bei *ars vivendi*.

Roland Ballwieser und Petra Rinkes sind beide Jahrgang 1962 und arbeiten als Lehrer in Nürnberg. Seit über zehn Jahren sind sie ein Paar, und seit fünf Jahren schreiben sie gemeinsam. Nach *Kunigudentod* (2011) und *Goldschlägernacht* (2012) erscheint mit *Schneewehen* im Oktober 2014 ihr dritter Kriminalroman um das Ermittlerduo Simpel und Ziegler.

www.ballwieser-rinkes.de

Jan Beinßen, 1965 in Stadthagen geboren, lebt und arbeitet als Journalist und Autor bei Nürnberg. 2005 eröffnete *Dürers Mätresse* im *ars vivendi verlag* die erfolgreiche Krimireihe rund um den Fotografen Paul Flemming. Es folgten 2006 *Sieben Zentimeter*, 2007 *Hausers Bruder*, 2008 *Die Meisterdiebe von Nürnberg*, 2009 *Herz aus Stahl*, 2010 *Das Phantom im Opernhaus*, 2012 *Die Paten*

vom *Knoblauchland* und 2013 *Lokalderby*. Im Frühjahr 2014 veröffentlichte er seinen Kriminalroman *Görings Plan*, im Juli 2014 folgt die Kurzkrimisammlung *Kurzer Prozess*. Im Herbst 2014 erscheint ein neuer Fall für Paul Flemming: *Die Schäufele-Verschwörung*.
www.janbeinssen.de

Veit Bronnenmeyer, 1973 in Kulmbach geboren und in Lauf aufgewachsen, absolvierte eine Ausbildung zum Schreiner und studierte Soziale Arbeit in Bamberg. Derzeit ist er als Projektmanager im Schul- und Bildungsreferat der Stadt Fürth tätig und schreibt regelmäßig für die *Fürther Freiheit*, eine literarische Rubrik der *Fürther Nachrichten*. 2009 erhielt der Autor den Agatha-Christie-Krimipreis für seinen Kurzkrimi *Eigenbemühungen*. Beim *ars vivendi verlag* erschienen bisher seine Kriminalromane *Russische Seelen* (2005), *Zerfall* (2007), *Stadtgrenze* (2009) und *Gesünder sterben* (2012) mit dem Ermittlerduo Albach und Müller.
www.veit-bronnenmeyer.de

Theobald Fuchs kam 1969 im schönen Dörfchen Artels- hofen im oberen Pegnitztal auf die Welt. Er studierte Germanistik, Mathematik und Physik und promovierte 1998 in Erlangen. Er ist Mitglied der Deutschen Physika- lischen Gesellschaft und Mitgestalter der Veranstaltungs- reihe *Radio Bernstein* in der Galerie Bernsteinzimmer, beispielsweise als Verfasser von Hörspielen und Modera- tor verschiedener populärwissenschaftlicher Sendungen. Seit 1997 schreibt Fuchs Glossen für die Satirezeitschrift *Salbader*. Später begann er, im Magazin *Titanic* unter der Rubrik *Vom Fachmann für den Kenner* lustige Miniaturen

zu veröffentlichen und Beiträge für die Kolumne *Fürther Freiheit* in den *Fürther Nachrichten* zu erdichten.

Tommie Goerz (Dr. Marius Kliesch, geb. 1954) hat Soziologie, Philosophie und Politische Wissenschaften studiert, wohnt in Erlangen, ist verheiratet und Vater zweier Kinder. Nach 20 Jahren bei einem der größten Agenturnetzwerke der Welt war er Dozent für Text und Konzeption an der Georg-Simon-Ohm-Universität Nürnberg. Heute lehrt er an der Faber-Castell-Akademie in Stein. Er gewann unter anderem den Bronzenen Löwen in Cannes (2007), ist Mitglied im Syndikat und spielt in der Band *Hans, Hans, Hans und Hans*. 2010 erschien bei *ars vivendi* sein erster Kriminalroman *Schafkopf*, gefolgt von *Dunkles* und *Leergut* (beide 2011) sowie *Auszeit* (2012) und *Einkehr* (2014), in denen jeweils der Nürnberger Kommissar Friedo Behütuns ermittelt.

www.tommie-goerz.de

Anne Hassel lebt als freie Autorin in Miltenberg. Sie schrieb viele Jahre lang Kindergeschichten für Zeitungen und Verlage, veröffentlicht wurden Kinderbilderbücher und Märchenbücher. Neben Beiträgen in Sammelbänden erschien 2004 ihr erster Kriminalroman *Grüningers Tod*. Anne Hassel ist außerdem Mitherausgeberin von mehreren Krimianthologien, Mitglied bei den Mörderischen Schwestern, im Syndikat und im Autorenverband Franken.

Thomas Kastura, geboren 1966, lebt mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern in Bamberg, studierte Germanistik und Geschichte und arbeitet als Autor für den *Baye-*

rischen Rundfunk. Seit 1998 veröffentlichte er zahlreiche Erzählungen, Jugendbücher und Kriminalromane. Bei *ars vivendi* erschien 2012 der Sammelband *Drei Morde zu wenig* mit seinen Brandeisen-&-Küps-Geschichten, außerdem gab er die Krimianthologie *Tatort Garten* sowie die Shakespeare-Krimianthologie *To die, or not to die* heraus. Im Frühjahr 2015 folgt ein weiterer Brandeisen-&-Küps-Band.

www.thomaskastura.de

Christian Klier, 1970 in Nürnberg geboren, lebte an verschiedenen Orten in Deutschland und in Frankreich. Er veröffentlichte mehrere Romane und zahlreiche Kurzgeschichten. Nach einem Sprachenstudium ist er heute als freier Autor in Nürnberg tätig. Im November 2013 erschien sein Kriminalroman *Das ganze Jahr November* im *ars vivendi* verlag.

www.christian-klier.de

Tessa Korber studierte Literatur und Geschichte, ist freie Autorin und wurde mit ihren historischen Romanen bekannt. Bei *ars vivendi* erschienen bisher der Band *Das Leben ist mörderisch* mit zehn Kurzkrimis (2010) sowie ihr historischer Kriminalroman *Todesfalter* um Maria Sibylla Merian (2011). 2013 veröffentlichte sie den schwarzhumorigen Krimi *Die Saubermänner*, und im September 2013 fungierte sie als Herausgeberin der Katzenkrimianthologie *Auf leisen Pfoten kommt der Tod*. Sie ist Trägerin des Forchheimer Kulturpreises 2010.

www.tessa-korber.de

Dirk Kruse, 1964 in Geesthacht geboren, wuchs in Schleswig-Holstein auf. Nach einer Krankenpflegeausbildung studierte er in Erlangen Politikwissenschaft, Germanistik und Theaterwissenschaft. Seit 1995 arbeitet er als Literatur- und Theaterkritiker, Nachrichtenreporter und *BR Klassik*-Moderator für den *Bayerischen Rundfunk* in Nürnberg sowie als Rezitator und freier Moderator. Außerdem ist er Dozent für Literatur an der Hochschule Ansbach. Bei *ars vivendi* veröffentlichte er 2008 *Tod im Augustinerhof*, 2009 gefolgt von *Requiem*. 2012 erschien mit *Tod im Botanischen Garten* der dritte Fall seines Gentleman-Detektivs Frank Beaufort.

www.dirkkruse.com

Hans Kurz, Jahrgang 1961, ist Redakteur bei einer Tageszeitung in Bamberg. Er studierte Sinologie und Politische Wissenschaften in München, Taipei und Erlangen, jobbte als Taxi- und Kurierfahrer, als wissenschaftlicher Hilfsbibliothekar, im Buchhandel sowie als Übersetzer, Werbetexter, Kulturmanager und freier Journalist. Sein erster Kriminalroman heißt *Hühnertod* (2013). Ebenfalls bei *ars vivendi* veröffentlichte er gemeinsam mit Barbara Dicker die »Promille-Trilogie«: 2011 *Das Bierkochbuch*, 2012 *Das Schnapskochbuch* und 2013 *Das Weinkochbuch*.

Killen McNeill stammt aus Nordirland und wurde 1953 in Kilrea geboren. Er studierte Germanistik, war in den Jahren 1973/74 Austauschstudent in Erlangen und zog 1975 nach Franken. Seit 1976 arbeitet er als Fachlehrer für Englisch an der Haupt- bzw. Mittelschule Scheinfeld. Er ist verheiratet und lebt in Unterlaimbach. Er schreibt Romane und tritt im fränkischen Kabaretttrio *McNeills*

⌘ *Winkler* sowie in der fränkischen Band *Nauswärts* auf. Sein Kurzkrimi *Pfarrers Kinder, Müllers Vieh* wurde 2012 als Siegergeschichte der Jury im Wettbewerb um den 1. Fränkischen Krimipreis ausgezeichnet. 2013 erschien bei *ars vivendi* sein Roman *Am Schattenufer*.

Horst Prosch, 1964 in Neuendettelsau im Landkreis Ansbach geboren, lebt mit seiner Familie in Wolframs-Eschenbach. Er arbeitet als Bilanzbuchhalter, ist Mitglied im Kulturverein »Speckdrumm e. V.« (Beirat für Literatur) und Initiator und Leiter der Reihen »Erlesene Genüsse« im Kunsthaus Reitbahn 3, Ansbach, sowie »Literatur in alten Mauern« in Wolframs-Eschenbach. Auch für Lesungen ist er bekannt, etwa für Themenlesungen wie »Literatur und Schokolade«. Bei *ars vivendi* erschien 2008 eine Erzählung von ihm in *Smoke – Geschichten vom blauen Dunst*. 2014 folgte der Kriminalroman *Blaue Bäume*.

www.horst-prosch.de

Susanne Reiche, Jahrgang 1962, wurde in Nürnberg geboren und entdeckte schon früh ihre Leidenschaft für Bücher. Nach dem Abitur und einer Gärtnerlehre studierte sie in Erlangen Biologie. Sie engagiert sich seit vielen Jahren in der Nürnberger (Sub-)Kultur, insbesondere im Theater, sowie in der Lokalpolitik. Susanne Reiche koordiniert derzeit die Umweltplanung in der Bauleitplanung beim Umweltamt, hat eine Tochter und wohnt mit ihrem Lebensgefährten und fünf Katzen im Nürnberger Stadtteil Wetzendorf.

Jeff Rückelein, Jahrgang 1945, wuchs im Frankenwald auf. Er arbeitete als Tankwart, Gerichtsreporter, Zeitsoldat, Lektor, unterrichtete Deutsch für Ausländer an der VHS Nürnberg und war Dozent für Economic Terminology und Regional Studies an einer privaten Hochschule in Stuttgart. Er lebt als freier Autor bei Sigmaringen auf der Schwäbischen Alb. Sein Kurzkrimi *Ja verreck* wurde 2013 als Siegergeschichte der Jury im Wettbewerb um den 2. Fränkischen Krimipreis ausgezeichnet. Im Juli 2014 erscheint sein Kriminalroman *Arme Hunde*.

Elmar Tannert, 1964 in München geboren, absolvierte ein Studium der Musikwissenschaft und Romanistik. Von 1991 bis 2003 war er in verschiedenen Berufen tätig, beispielsweise als Datentypist, Zeitungsverkäufer, Postbote und Tankwart. Ab 1994 erfolgten erste Veröffentlichungen seiner Kurzgeschichten. Seit 2003 arbeitet er als freier Schriftsteller sowie unter anderem beim *Bayrischen Rundfunk*. 1999 erhielt er den Kulturförderpreis der Stadt Nürnberg wie auch des Freistaats Bayern und 2001 den Kulturförderpreis des Bezirks Mittelfranken. Bei *ars vivendi* erschienen von ihm *Der Stadtvermesser* (1998), *Keine Nacht, kein Ort* (2002), *Ausgeliefert* (2005) und die gemeinsam mit Petra Nacke verfassten Romane *Rache, Engel!* (2008), *Blaulicht* (2010) sowie *Der Mittagsmörder* (2012). 2012 wurde er für die Geschichte *Unter dem Apfelbaum* aus der Anthologie *Tatort Garten* für den Friedrich-Glauser-Preis nominiert.

www.elmar-tannert.de

Volker Wachenfeld, geboren 1962 in Berlin, studierte dort Philosophie. Er arbeitete in der Werbung in Hamburg,

gründete eine Agentur in der Hauptstadt und veröffentlicht seit den Achtzigerjahren Romane und Hörspiele. Dazwischen war er als Manager in der Internet- und der Realwirtschaft tätig und lebt heute als freier Schriftsteller in Nürnberg. 2013 erschien bei *ars vivendi* sein Roman *Die Fremde*.

Dank

Der *ars vivendi verlag* bedankt sich sehr herzlich: bei den Teilnehmern am Wettbewerb um den Fränkischen Krimipreis 2014 für die vielen spannenden Beiträge, bei der Jury für ihren großen Einsatz und bei den *Nürnberger Nachrichten* für die gute Zusammenarbeit.

FRÄNKISCHE ABGRÜNDE

Ob ausufernde Streitigkeiten zwischen fanatischen Wagner- und Verdi-Anhängern, tödliche Jagdszenen, bunte Witwen, mörderische Geheimnisse oder gefährliche Freundschaften: Auch im fünften Band der *Tatort Franken*-Reihe zeigt sich die ganze Vielfalt der Region – und werden die tiefen Risse sichtbar, die sich im vermeintlichen Fachwerkdyll auf-tun ... 18 neue fränkische Fälle – Hochspannung garantiert!

Helwig Arenz · Roland Ballwieser und Petra Rinkes · Jan Beinßen · Veit Bronnenmeyer · Tommie Goerz · Anne Hassel · Thomas Kastura · Christian Klier · Tessa Korber · Dirk Kruse · Hans Kurz · Killen McNeill · Horst Prosch · Jeff Röckelein · Elmar Tannert · Volker Wachenfeld
Als Bonus die Gewinner des Fränkischen Krimipreises 2014:
Theobald Fuchs · Susanne Reiche

